

Das einzige Mass [Schluss]

Autor(en): **Rheiner, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **13 (1945)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-567917>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das einzige Maß

Eine Grenzgeschichte von Rudolf Rheiner

(Schluß)

Des Flüchtlings Worte überstürzen sich, stolpern, kehren wieder und rennen weiter. Der Knieende weiß, daß ihm nur eine armselige Spanne bleibt, um die nun einmal gegebene Pflicht des Soldaten, ihn zu verhaften und wieder in das Lager zurückzuschicken, zu durchstoßen. Er erzählt fliegenden Atems sein schon oft berichtetes Schicksal, das nur eines der vielen tausende ist, die Konrad aus Zeitungsberichten kennt, eines, das er, wie alle andern Schweizer in den behüteten Grenzen, wohl wahrnimmt als Lektüre beim Abendbrot, in einer geruhsamen Stunde beim Wein, aber es ist eben, trotz des Furchtbaren, das es enthüllt, uns aus der Distanz doch schon ein wenig alltäglich geworden. Es bleibt ein Bericht wie ein anderer auch, gewiß schrecklich, gewiß des Mitleides wert — aber auch des Mitleidens? Schmerzhaft klar stürzt diese Erkenntnis in das Denken Konrads, daß das Grauen ja bereits zu unserem Alltag gehört, daß wir ja essen und trinken und unserer Arbeit nachgehen, während wenige hundert Meter von uns Unausdenkbares geschieht, tagtäglich, stündlich. Wehrlose werden gequält wie in den Folterkammern des Mittelalters, hingeopfert wie in sagenhaften, grausamen Götterkulten. Dämonen der Unterwelt haben Wesen ergriffen, die Menschenantlitz tragen und vergehen sich an Menschen wie nie zuvor. Keiner kann helfen, kein Menschenbruder des eigenen, keiner eines fremden Volkes. Das Abgründig-Unfaßliche hat sich mit einem so undurchdringlichen Wall vertierter Wesen umgeben, daß keine lindernde Hand die gefolterte erreichen kann. Lähmend wird dieses Wissen für den Soldaten und schier sinnlos fühlt sich in diesem Augenblick die Waffe an in seinen Händen. Nicht helfen können, nicht einmal einem andern Mann, geschweige denn einer Frau, die man peitscht und schändet, ja nicht einmal einem Kind, das — o himmlischer Herrgott! — an der nächsten Mauerwand zerschmettert wird, weil es anderen Blutes ist! Alle diese Ausgeburten einer unmenschlichen Hölle, die Konrad schon dutzende Male, halb ungläubig, gelesen hat und die sich hier im Morgenfrieden eines Waldes mit den sich jagenden Worten eines Rechtlosen zu einem einzigen Inferno verschmelzen, flammen um sein Herz, alles versengend, was ihm sonst vielleicht noch der Beachtung wichtig schien.

Und urplötzlich steht in der Lohe des ihn umbrandenden Gefühls ein Bild vor ihm. Fuhr ein Blitz hernieder aus dem Märzhimmel und zerriß das Halbdunkel des Waldes? Oder hörte er eine Stimme aus früheren Jahren? Stand er nicht eben in der heimatlichen Dorfkirche und vernahm aus dem begeisternden Munde eines jugendlichen Landpfarrers Worte, die ihn sofort seltsam berührten und seitdem nie mehr losließen? Gleichviel, jetzt stehen sie da zwischen den hohen Stämmen — und jetzt hämmern sie gegen

seine Brust, unablässig, unaufhörlich, unabweisbar: „...der sein Leben läßt für seine Freunde!“ Das ist es, das; nur das. Das ist das Wort, das alles erklärt, alles weiht, alles erhöht. Das hat ihn festgenagelt vor dem Knieenden und läßt ihn die Umklammerung nicht lösen wider alles Begreifen. Das ist das Maß auch dieser Liebe, gegen die er sich bis jetzt immer noch in einer knabenhaften Scheu wehrte, und die er doch nicht aus seinem Fühlen herausreißen kann. Das ist das einzige Maß, an dem gemessen werden darf: „Größere Liebe hat keiner als der, der sein Leben läßt für seine Freunde.“ Größere Liebe hat keiner...

Ein Glockenschlag klingt wieder vom Rhein herauf und mahnt an die verrinnende Stunde. Wie lange sie so standen, der Soldat auf dem heimatlichen Boden, den er wohl noch nie so geliebt hat wie in diesen Minuten, als ihm das Grauen atemnahe war, und der Flüchtling, der aus der schützenden Geborgenheit mit seiner grenzenlosen Liebe hinaus will in die grenzenlose Gefahr — sie wissen es nicht. Sie wissen nur, daß die nächsten Minuten entscheiden über Soldatenpflicht und Menschenpflicht, aber auch über Leben und Tod.

Der Flüchtling löst die Umklammerung, steht langsam auf und wendet, ein wenig beschämt wohl, daß er dem Aufbruch seines Herzens so viel Raum ließ, den Kopf in der Richtung der Hügelzüge, über die er in dieser Nacht gewandert ist. Ruhig, vollkommen gefaßt, tasten seine Augen nochmals das Land ab, das er verlassen will. Aber es ist ein Abschied ohne Frage, ohne Klage, ohne zu wägen. In diesen Augen ist die Entscheidung längst gefallen; sie kennen kein Wenn und Aber mehr. Konrad weiß, daß dieser Mann sich selbst nur noch die Wahl läßt zwischen Tun und Tod. Er wird sich niemals verhaften lassen und der Soldat fühlt die brutale Notwendigkeit und Härte des Befehls: „... ist von der Waffe Gebrauch zu machen“.

Schweigen schwelt zwischen ihnen und das ungleich zugemessene Schicksal verschließt ihnen den Mund. Eine Krähe scheucht auf in den Kronen und zieht krächzend ihre Kreise. Ein Wagen rattert drüben auf der Landstraße vorbei und der Hufschlag des Pferdes befreit sie minutenlang von der würgenden Stille. Aber wie er zwischen den Bauernhöfen verhallt, sind sie ihr wieder preisgegeben wie Gefangene in der Fremde. —

„Du weißt jetzt alles — es gibt nichts mehr zu sagen.“ Unheimlich kühl kommen diese Worte über die schmalen Lippen des Flüchtlings, unheimlich ruhig streifen seine nervigen Hände langsam die Blätter und Krumen von den Kleidern. Und jetzt kehrt der Blick zurück und die dunklen Augen stehen den grauen gegenüber. Aber Konrad scheint es, als zögen sie sich in ihrer unausweichlichen Härte hinter eine Mauer zurück, hinter der sie nichts mehr zu erreichen vermag. Und doch muß er antworten, er darf nicht länger ausweichen, ein ganzes Schicksal ist in seine Hände gelegt. Ach, wie schön ist unser Leben, so lange es in gewohnten Bahnen verläuft, Morgen und Abend in sich schließt mit vertrauter Arbeit und verdientem Brot und ein paar festlichen Stunden — und wie quälend und unerbittlich wird eine solche Minute! —

Konrad zögert noch, ein paar Herzschläge lang, dann sagt er gelassen: „Ich muß meinen Patrouillengang machen.“ Damit wendet er sich zum schmalen Pfad, der sich zwischen den Eschen und Tannen verliert. Er fordert den Andern nicht auf, mitzugehen. Er fängt einfach an, Fuß vor Fuß zu setzen, gleichmäßig ruhig, kaum hörbar, wie er es gelernt hat, wie es sein muß, hier an der Grenze.

Und nun geschieht das Merkwürdige: Der Flüchtling entfernt sich nicht, bleibt auch nicht stehen — er schließt sich Konrad an, zögernd erst, aber nicht ängstlich, nicht fahrig, sondern gleich gemessenen Schrittes wie der Soldat. Sie sprechen Beide kein Wort mehr; es gibt ja auch nichts mehr zu sagen. Es gibt ja nur noch die Entscheidung in der Brust des Schweizers, die mit jedem Schritt dringender wird, fordernder. Und vor dem Gewicht dieses Entschlusses beugt sich auch der Fremde, weil er die Schwere ahnt.

Sie gehen an Büschen vorbei, deren nackte Zweige sie sorgsam abbiegen und so einander vor dem Zurückschlagen schützen. Sie gehen Steinen und kleinen Tümpeln aus dem Wege und machen einander stumm und sorglich darauf aufmerksam, und wer sie so sähe, wähnte zwei Kameraden zu sehen, von denen der eine zufällig das Wehrkleid trägt. Der Pfad im Dickicht macht eine Kurve und entläßt sie ins Freie: dreihundert Meter weit vor ihnen liegt ein Waldweg, der, das weiß Konrad, oben über die Grenze führt. Seit ein paar Jahren sperrt dort eine Barrikade das Weitergehen, aber in den Haselnußbüschen und Brombeerhecken gibt es Uebergänge, die nur der Einheimische kennt. Dreihundert Meter weit hat Konrad noch Zeit...

Kein Wort fällt. Kein Blick geht zum Andern. Seite an Seite geht ihr Schritt der Wegbiegung zu, die sich im Schatten verliert. Konrad überdenkt noch einmal alles ruhig. Er muß den Andern wieder den Weg mit zurücknehmen, wenn er seiner Soldatenpflicht genügen will. Er kann es auch, denn er kennt aus der Nahkampfschulung eine Umklammerung und einen Griff, der den Andern sofort wehrlos machen würde, auch ohne Waffe. Er braucht jetzt nur blitzschnell den Arm um seinen Nacken zu schlingen und das Gelenk der Hand zurückdrehen. Es ist sein gutes Recht, aber er wird dem Flüchtling etwas zerstören, was kein noch so festgefügtes Recht je wieder zurückgeben können. Der Fremde wird ja ins Lager zurückkommen, Arrest einfangen und bis ihm die Flucht zum zweiten Male gelingt, ist sein Freund wohl schon irgendwo verscharrt. Konrad kann ihn auch laufen lassen — kein Mensch hat sie gesehen — und bei der Meldung sich dumm stellen. Doch dann tut er etwas, was ihm im Innersten widerstrebt. Er hat nie eine Lüge von andern ertragen können und will es sich selber auch mit keiner bequem machen. Er muß sauber bleiben, um seiner selbst willen. Und jetzt weiß er ganz genau, was er zu tun hat.

Er biegt ab vom Weg, geht über Moos, in dem schon die ersten, winzig kleinen, hellgrünen Spitzen leuchten, geht, vom Andern gefolgt, unendlich vorsichtig, bis sie vor einer undurchdringlichen Hecke stehen. Erst jetzt treffen sich ihre Augen wieder und regungslos blickt der Fremde in das braune Soldatengesicht, aus dessen

Mund er Leben ohne Sinn — oder Liebe, vom Tod unwittert, erwartet. Konrad beugt sich vor, langsam, ganz nahe an des Andern Ohr. Und wie ihm jetzt atemnah Hauch eines männlichen Wesens entgegenschlägt, spürt er, erschrocken fast und doch beglückt, daß auch er in dieses Schicksal gespannt ist und nie den Mund einer Frau suchen wird. Und nun kann er auch die Worte formen, ganz leise, ungelentk des Flüchtlings Sprache sprechend: „Da drin verläuft die Grenze. Wenn Du hindurch bist, stehst Du in Deinem Land. Auf dem dritten Hof landeinwärts lebt ein Schweizer. Der kann Dir weiterhelfen. Warte aber bis in der Nacht, damit Dich keiner erwischt. Hier hast Du noch etwas Brot und Käse — und jetzt — mach's gut.“ Er streckt ihm die Hand hin, aber der Flüchtling ergreift sie nicht sofort. Er starrt ihn nur an, ungläubig, groß, und jäh das Opfer erkennend, das der Soldat auf sich nimmt, umschlingt er ihn mit der ganzen Kraft eines Herzens, das nochmals den ganzen Einsatz wagen darf. Aber Konrad löst sich fast brüsk aus der Umschlingung. Er muß Herr seiner Gefühle bleiben, wenn er seine Sache zu Ende führen will. „Es ist höchste Zeit — meine Ablösung kommt — geh jetzt.“ Er hält ihn mit seinen beiden Händen von sich und umfaßt noch einmal, staunend beglückt, dieses Antlitz, das ihm das Maß jeden Gefühls enthüllte. Und doch kann er es nicht hindern, daß der Andere einen Kuß auf seine Lippen preßt, und im nächsten Augenblick schon sich durch die Hecken windet. „Grüß' ihn von mir“, murmelt er ihm noch nach; aber der Flüchtling ist schon zwischen den verkümmerten Tännchen seinen Blicken entschwunden. „Größere Liebe hat keiner...“

Zweimal hört der Lauschende noch das Zurückschlagen von Aesten, einmal noch das Knacken eines Zweiges, dann sagt ihm die lautlose Stille, daß der Andere das Unerhörte auf sich nahm...

Konrad geht auf den Waldweg zurück und schreitet ruhig aus. Er hat getan, was er tun mußte. Er hat seine Soldatenpflicht verletzt, er weiß es nur zu gut, aber er wird sich sofort beim Hauptmann melden. Er wird nichts verschweigen, auch nichts hinzufügen, nichts beschönigen. Er wird ihm die ganze Wahrheit sagen, die ganze, auch über sich selbst. Er wird unter vier Augen den Menschen suchen, der den Menschen frei spricht von der Schuld des Soldaten. Er wird die Strafe auf sich nehmen, wenn sie fällt. Was wiegt sie schon gegen das, was der Andere auf sich nahm. „...der sein Leben läßt für seine Freunde.“ Nur das zählt, nur das. Es bleibt das einzige Maß. —

Wie er aus dem Walde austritt, steht die Sonne klar über den Feldern. Auf einem nahen Acker zieht ein Bauer die ersten Furchen mit dem Pflug. Von den Höfen her schlendern Knaben mit dem Schultornister auf dem Rücken dem Dorfe zu. Auf der Landstraße sieht er die Ablösung herankommen.

In den Lüften singt ein Vogel sein jubelndes Lied.